

Edina Hojas

Farben sammeln

agenda

Edina Hojas

Farben sammeln

Eine Erzählung vom Ausbrechen und Ankommen



agenda Verlag

Münster

2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 agenda Verlag GmbH & Co. KG

Drubbel 4, D-48143 Münster

Tel. +49-(0)251/79 96 10

info@agenda-verlag.de | www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-743-6

*Für meinen Freund, der mich mit meinem inneren Frederick
versöhnte und Herrn Schulze in den wohlverdienten Ruhestand
schickte.*

»Wo wollen Sie denn hin in Ihrem Sabbatjahr?«, fragt mich ein Schüler.

»Ich weiß es noch nicht«, antworte ich, »vielleicht nach Australien.«

»Australien? Können Sie sich sparen. Da gibt's nur Bäume. Wir fahren da immer durch auf dem Weg zur Türkei.«

UMKEHREN

Februar 2019. Ich habe noch keinen Flug gebucht, aber im Flur steht schon mein Rucksack. Fertig gepackt. Ich setze ihn auf und muss mich nach vorne beugen, um nicht umzukippen. Wie schwer darf so ein Rucksack eigentlich sein? Ich zücke mein Handy und schaue im Internet nach. Fünfundzwanzig Prozent des eigenen Körpergewichts, sagt mir Google – macht bei mir dreizehn Kilo. Da muss ich wohl noch mal ran.

In den kommenden Monaten sortiere ich rigoros aus, in der Buchhandlung wiege ich Bücher in den Händen. »Haben Sie vielleicht etwas Leichteres?« Die Verkäuferin blickt auf die Ausgabe von *Verbrechen und Strafe*, dann auf mich. »Trivialliteratur?«

Zum Schluss trenne ich mich noch von dem ganzen Krempel, der mich als Weltenbummlerin ausweisen sollte, und außen an meinem Rucksack baumelt: eine Emailletasche, Glöckchen und Haarbänder, ein Feuerstein, ein selbst genähtes Federmäppchen, eine Holzflöte. Alles überflüssig. Und ich keine sechzehn mehr.

Damals habe ich oft meine Tasche gepackt und bin abgehauen. Aber ich war auch immer schnell wieder zurück in der Ausgangsposition. Ich komme aus Espelkamp. Tiefstes Westfalen, ehemalige Munitionsanstalt, Plansiedlung für Vertriebene. Ich bin aufgewachsen mit Jugendlichen, die in aufgemotzten Karren durch das Zentrum fahren, mit nächtlichen Treffen an der Aral-Tankstelle, mit Schützenfesten.

An meinem achtzehnten Geburtstag lud mich jemand in ein spanisches Restaurant ein. Als ich den Salat probierte, musste ich weinen. Manchmal weine ich heute noch, wenn ich Estrella Morente höre oder den süßen Geruch von Safran vernehme. Es sind Kleinigkeiten, die mich zurückwerfen in eine Zeit, an die ich mich nicht erinnern kann. Was ich heute noch weiß, setzt sich allein aus den Erzählungen anderer zusammen. Als wir nach Teneriffa zogen, war ich zwei Monate alt. Mein Vater hatte Steuern hinterzogen. Später klang das für mich irgendwie rebellisch. Ich sah in Don Vito Corleone eine Vaterfigur. Mein Bruder war achtzehn, als wir auswanderten. Er steckte mitten im Abitur und blieb. Heute noch erzählt er, wie er auf einem der Schiffscontainer Klavier spielte, wie sein Hund verladen wurde und wir ohne ihn abreisten. Ich glaube, ich hatte eine gute Zeit auf Teneriffa, ich lernte Spanisch und schloss Freundschaften. Bei Volksfesten trug ich die kanarische Tracht und im Winter konnten wir am Strand Sandburgen bauen oder auf dem Teide einen Schneemann. Auf Fotos sehen wir glücklich aus. Meine Mutter war es nicht. Als ich sechs war, flohen wir. Da mein Vater unsere Pässe hatte, ging das nur über die Deutsche Botschaft. Zwei Wochen mussten wir dort auf Ersatzpapiere warten. Ich besitze aus dieser Zeit einen Notizblock, in

dem wir jeden Tag festhielten. Meine Mutter zeichnete mir die kanarischen Inseln auf, stellte mir einfache Rechenaufgaben, malte Mainzelmännchen. Ich bekam etliche Aufkleber von Fluggesellschaften, die ich akkurat nebeneinander klebte. Hapag-Lloyds mit Comic-Mündern über tropischen Inseln. Blaue Kraniche auf gelbem Grund. Und plötzlich war alles fremd und kalt. Alles schmeckte und roch anders. Bei einem Ärzteeaar arbeitete meine Mutter als Haushälterin und ich kam in den Kindergarten. Mein Vater besuchte mich dort, und als meine Mutter mich abholen wollte, war ich weg. Über Venezuela brachte er mich zurück nach Teneriffa und es dauerte Monate, bis ich über Gerichte wieder nach Deutschland kam. Diesmal machte sich meine Mutter mit einem Kiosk selbstständig. Sie verkaufte Zeitschriften, Käsestangen und Raider an ausgehungerte Gymnasiasten. Dann kamen die Männer.

Ich sehe meine Mutter noch immer vor mir. Ihre Fäuste schlugen auf den Boden, ihr Gesicht war vom Weinen verzerrt. »Mit dem Kind findest du nie einen Mann«, hatte ihr jemand gesagt, der ihr wohl wichtig war. Ich sammelte in dieser Zeit Glanzbilder, Knöpfe und Rachepläne. Ich wurde gern in Ruhe gelassen, nähte, malte und las. Schließlich lernte sie meinen Stiefvater kennen. Er könne für uns sorgen, erklärte sie mir. In Espelkamp kaufte er ein Haus und wir zogen zu ihm. Mit vierzehn Jahren war ich noch einmal auf Teneriffa. Was früher Heimat war, war plötzlich Urlaubsort. Ich rieb an kirschgroßen Baumsamen, die einen weihnachtlichen Geruch verströmten. Alles andere war ein blinder Fleck. Ich saß auf einer Mauer, weinte und wusste nicht, warum.

Aus einem Brief von unserem Anwalt erfuhr ich mit siebzehn, dass mein Vater gestorben war. Mein Stiefvater warf mich daraufhin aus dem Haus. Mit meinen Tränen würde ich meine Mutter hintergehen. Sie hätte lange genug unter ihm gelitten. Ich kam bei Freunden unter, aber letztendlich kam ich immer zurück. Was um mich herum geschah, versuchte ich auszublenden. Ich konzentrierte mich auf die Schule und stellte Träumereien hintenan. Früher wollte ich Theaterschauspielerin werden, Kleider designen oder Kunst studieren. Schließlich studierte ich meine Leistungskurse, Latein und Englisch, auf Lehramt. Ich konnte mich damit ganz gut identifizieren und meiner Mutter gefiel die Vorstellung, eine Lehrerin als Tochter zu haben. »Du darfst dich niemals finanziell abhängig machen«, ermahnte sie mich.

Münster war Studium, war Freiheit, erste Liebe, erste Polizeikontrolle. Ich lernte gegen Burschenschaften zu sein, gegen Studiengebühren, für Hansa-Bier. Ich besetzte das Schloss, stahl Feuerlöscher und lernte in feuchten Proberäumen, Schlagzeug zu spielen. Ich hielt mich gern in der Bibliothek und unter Gleichgesinnten auf. Ich genoss die Ruhe und vor allem in Ruhe gelassen zu werden. Während meine Freunde zu ihren Eltern fuhren, um ihre Wäsche zu waschen und den Kühlschrank zu leeren, verbrachte ich selbst Weihnachten lieber in meiner Studentenwohnung, in Kneipen und Diskotheken. Ich wollte alles anders machen, rannte davon und tobte mich aus. Um die Balance zu halten, war Münster perfekt. Prädikat *Lebenswerteste Stadt*, herausgeputzte Bürgersteige, gut situierte Studenten, gebrauchte Fahrräder. Ein einziges Sicherheitsnetz. Auch hier müsse man irgendwann wieder raus, dachte ich.

Um nicht ganz träge zu werden, schubste ich mich bald selbst aus dem Nest. Germanwings half mir dabei. Dreiunddreißig Euro pro Flug, dafür wusste ich nicht, wo es innerhalb Europas hingehen würde. Ich buchte. Selbst wenn ich einen Rückzieher machen würde, wären die Kosten überschaubar. Aber das tat ich nicht. Ich flog nach Turin. Obwohl ich für die gesamte Woche ein Hotel gebucht hatte, übernachtete ich schließlich bei einer Philosophiestudentin, die ich am ersten Tag kennengelernt hatte. Turin blieb zwar keine Ausnahme, aber ganz weit weg traute ich mich dann doch nicht. Immer stand ich mit einem Fuß noch woanders. Ob dieses Woanders mein Zuhause war, meine Freunde oder meine Beziehung, das konnte ich nicht sagen. Und so sehr ich mich auch abzulenken versuchte: Immer trug ich diese Wut mit mir. Auf meinen Vater, auf meine Mutter, auf ihren Mann. Aber am meisten auf mich.

Als mir mit einem Blatt Papier inklusive Foto und ahnungslosem Gesicht die Verbeamtung auf Lebenszeit verliehen wurde, reichte ich einen Antrag auf Jahresfreistellung ein. Auf ein einziges Formular folgten fünf Jahre mit achtzig Prozent meines Gehalts. Vier Jahre arbeitete ich voll, das fünfte war freigestellt. Allein wollte ich den amerikanischen Kontinent bereisen. Meine Sprachkenntnisse ausweiten. Vielleicht eine Ahnung davon bekommen, was ich wirklich wollte. Aber vor allem wollte ich weg von dem, was an mir klebte und dicke Fäden zog. Das war noch, bevor ich Daniel kennenlernte.

EXPERIMENTIEREN

Ich schrieb Daniel nachts über Facebook an. Nach irgendeiner Party scrollte ich mich durch die Profilbilder unter *Kennst du schon?* und hoffte, dass noch irgendetwas passieren würde. Er trug ein grünes Polohemd und hatte seine dunkelblonden Haare mit Gel in Form gebracht. Der Blick war durchdringend, seine Antwort kam prompt. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, löschte ich unseren Chatverlauf. Daniel war Architekt und Hobbypilot. Er hörte Elektromusik und seine übrigen Fotos ließen ein Faible für Polohemden vermuten. Er wollte sich mit mir treffen, was ich immer wieder ablehnte, bis die Nachrichten abebbten. Von Zeit zu Zeit versicherten wir uns, dass es den anderen noch gab, und dann, nach zwei Jahren, war da wieder so eine Party und wieder das Gefühl, dass noch etwas passieren müsse. Ich schrieb ihn an und wir verabredeten uns in einer Bar, die er ausgesucht hatte. Fahrstuhlmusik, Weinkarte, Blauschimmelkäse an Feigensenf und er im Polohemd. Ich trug ein schwarzes Kleid, Strumpfhosen mit Leopardenmuster, Boots und einen Rucksack, an den ich Glöckchen, Bänder und Perlen geknüpft hatte. Ich erinnere mich, dass wir uns über das Bildungssystem unterhielten, über das EU-Türkei-Abkommen, das Brexit-Referendum. Ich erzählte, dass ich auf Teneriffa aufgewachsen sei, und er, dass seine Großeltern dort ein Ferienhaus gehabt hätten. Wir hatten wohl beide nicht mit mehr gerechnet und waren im Anschluss bereits verabredet. Ich mit Freunden zur Nacht der Museen, er mit Arbeitskollegen zu einer Besprechung. Als wir die Bar verließen, blieb uns noch eine knappe Stunde. Auf dem Prinzipalmarkt zog ich Daniel

in einen Hauseingang. Im obersten Stock fand eine Ausstellung statt. Schmallippige Münsteraner mit Sektflöten vor expressionistischen Gemälden. Daniel legte seinen Arm um meine Hüfte. Wir stießen an, taten so, als ob wir Ahnung hätten, kürten das schrecklichste Exponat und stahlen den Sekt. Zum Abschied: ein flüchtiger Kuss. Nachts rief er mich an.

»Wo bist du?«

»Wir sitzen am Hansakiosk.«

»Du sitzt an einem Kiosk?«

Ich schwieg.

»Ich hole dich jetzt ab.«

Zwei Stunden saßen wir im Auto vor meiner Haustür. Als ich mich verabschiedete, stiegen wir aus, küssten uns und wurden jäh unterbrochen.

Nemo, mein Freund, war außer sich. Er schubste Daniel, schrie mich an und trat das Auto. Daniel fuhr. Es folgten eine lange Nacht und noch längere Wochen. Nemo und ich versuchten zu reden und redeten uns müde. Schließlich saßen wir beide auf einer Treppe hinter dem Kulturzentrum *Gleis 22*. Hierhin waren wir immer zum Aktzeichnen gegangen. Nemo weinte und ich auch. Von da an gingen wir getrennte Wege.

Daniel sah ich erst ein paar Monate später wieder. Etwas stieß mich von ihm ab und zog mich gleichzeitig an. Sein Leben schien er in Listen und Tabellen zu ordnen. Er trug eine Smartwatch, in die er ständig Erinnerungen sprach und die ihn mehrmals täglich daran erinnerte, zu atmen.

»Meinst du nicht, dass du daran von allein denkst?«

»Das ist eine Achtsamkeitsübung. Trägst du keine Uhr?«

»Nein, sonst wüsste ich doch ständig, wie spät es ist.«

Daniel organisierte Ausflüge für uns, ich organisierte Erdbeeren auf Picknickdecken. Er nahm mich mit auf Empfänge, ich lud ihn zu Jam-Sessions ein. Auf einem verklebten Teppich saßen wir freitags in einem Proberaum am alten Güterbahnhof.

»Nimmt das denn keiner auf?«

»Die Musik lebt vom Moment.«

»Kein Wunder, dass hier keiner Geld verdient.«

Mit seinen Freunden konnte ich nicht viel anfangen. Langweilige Jürgens, die sich selbst beweihräucherten. Die zu Karneval richtig ausrasteten, weil sie sonst keinen Spaß hatten, und die sich noch Bildchen von leicht bekleideten Frauen zuschickten, als seien sie nie aus der Dorfjugend rausgewachsen.

Daniel und ich setzten uns keine Grenzen. Was der eine vorschlug, nahm der andere an. Wir crashten Partys, übernachteten im Wald und kegelten in ausgestorbenen Wirtshäusern. Dabei ließen wir uns nie ganz aufeinander ein, hatten immer unseren eigenen Kopf, blieben immer unabhängig. Eine Beziehung wollte er nicht, sagte er mir auf einem Konzert. Also küsste ich an dem Abend den Sänger der Band. Nachdem wir zusammen im Skiurlaub waren, sagte ich ihm, dass es nichts werden würde mit uns. Er sagte mir, dass er eine Beziehung wolle. »Alles oder nichts.« So zog er zu mir.

Als *sie* mich anschrrieb, war ich schon ein Jahr lang mit Daniel zusammen. Und er mit uns beiden. Es waren die Fotos aus Schweden. Ich verlinkte ihn, und so erfuhr sie von mir und ich von ihr. Ich schlug ihn, ich schrie und rüstete auf. Und ich stieg über ihn hinweg. Unsere Wohnung wurde wieder meine und wir kommunizierten ausschließlich über handschriftliche

Briefe. Ich ließ mich darauf ein, um abschließen zu können, um zu verstehen. Er schrieb mir von Menschen, die Druck ausübten, wo Halt fehlte. Die keine Ahnung hatten und trotzdem zeigten, wo es langging. Im Alter von fünf Jahren schenkte ihm sein Opa eine Steintafel zum Geburtstag: »Ohne Disziplin kein Erfolg.« Sie wurde über seinem Schreibtisch angebracht. Daniel bat mich, mit ihm eine Paartherapie zu machen, und ich willigte ein. Wir trafen uns wieder häufiger, und egal wie viel Feindseligkeit sich aufbaute: Nach der Therapiesitzung waren wir uns nah. Zumindest vorerst.

Das Sabbatjahr sah ich als unser Verfallsdatum. Nicht, dass ich nicht weiter an uns hätte arbeiten wollen, aber auf keinen Fall wollte ich mir im Ausland ausschließlich Gedanken über ihn machen. Ich wollte nicht eingespannt sein zwischen Eifersucht und Sorge. Auch Daniel sah, dass das nicht funktionieren würde. »Ich will dich begleiten«, erklärte er mir schließlich.